



Illustriertes Sonntags-Blatt

1916. * Nr. 26

zur

Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. E.

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Bliß.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ganz richtig, meine Frau ist nach dem Süden, zu ihrer Mutter, gefahren“, antwortete Bruno.

„Ah so! Ah so!“

„Sie wissen ja, daß meine Frau noch nie einen Winter im Norden erlebt hat. Es ist ihr viel zu kalt hier, sie ist verwöhnt; zum Frühjahr kommt sie dann wieder.“

„Natürlich, das ist ja auch ganz einleuchtend“ — er räusperte sich ein wenig, — „dann — dann erklärt sich ja auch alles ganz von selbst.“

Der Ton ließ Bruno aufhorchen. „Wie meinten Sie, Herr Konsul? Was soll sich selbst erklären?“

Der lächelte ein bißchen verlegen.

„Ja, wie soll ich Ihnen das nun am besten beibringen, lieber Meister, — und schuldig bin ich es Ihnen doch eigentlich, — als Freund Ihres Hauses.“

Immer erstaunter wurde Bruno.

Doch der andere beruhigte ihn: „Zu erschrecken brauchen Sie nun auch nicht gleich. So schlimm wird die Geschichte wohl nicht sein. Aber Sie wissen ja, was man immer gleich zusammenredet; — Berlin ist ja schlimmer als ein Dorf.“

„Na also, was redet man denn wieder?“

Vertram hob die Schultern. „Es wird ein harmloses Techtelmechtel sein, weiter nichts. Soviel ich weiß, ist der junge Mann doch Ihr bester Freund, nicht wahr?“

Bruno fuhr zusammen. „Sie sprechen von Werner Schütz?“

Gewiß, jawohl, von dem talentvollen Maler.“

„Na, und weiter? Was redet man weiter?“

„Lieber Gott, die beiden Herrschaften waren Tag für Tag zusammen, haben Ausflüge gemacht — man hat sie wieder und wieder zusammen gesehen — na, und da war dieser Matsch eben fertig; Sie wissen ja, wie so etwas entsteht.“

Bruno erbehte. Doch nichts von einem Schreck verriet er. Mit glatt lächelnder Miene sagte er: „Ich danke Ihnen, verehrter Herr Konsul, daß Sie mir gleich klaren Wein eingeschenkt haben.“

„Aber das war ich Ihnen doch schuldig, lieber Meister!“

„Sehr liebenswürdig, und nochmals besten Dank dafür! Aber Sie können die Herrschaften getrost beruhigen. Diese Reise nach dem Süden war eine längst geplante Sache; übrigens werde ich, sobald es die Zeit gestattet, meiner Frau nachreisen; — na, und die Ausflüge mit meinem Freunde Werner, die sind so harmloser Natur, daß ich darüber gar kein Wort weiter zu verlieren brauche!“

Der Konsul schwieg und nickte nur.

„Also wollen Sie mir die Güte erweisen und unseren Freunden dies erklären?“

„Mit dem größten Vergnügen!“

„Dann danke ich Ihnen im Voraus dafür!“

Sie schüttelten sich die Hände. Konsul Vertram ging, — aber überzeugt war er nicht.

Als Bruno allein war und alles noch einmal überdachte, wurde es plötzlich hell vor seinem geistigen Auge. Deshalb also war Werner gleich nach der Hochzeit abgereist, deshalb hatte er sich acht Monate in der Welt herumgetrieben, und deshalb jezt auch sein sonderbar reserviertes Verhalten.

Nun sah er alles hell und klar vor sich.

Langsam stand er auf, nahm Mantel und Hut und ging, sich einmal anzusehen, mit welcher Miene dieser Freund ihn empfangen würde.

Als er bei Werner eintrat, erschraf dieser und wurde bleich. Ganz ruhig begrüßte Bruno ihn.

„Nun, was ist dir denn? Kommt mein Besuch dir nicht gelegen? Du verfärbst dich ja immer mehr?“

Nicht ein Wort erwiderte Werner. Stumm,

Auge in Auge, standen sie sich gegenüber. Da begann es in Bruno zu toben. „Was ist mit Francesca? Warum ist sie fort?“ fragte er mit verhaltener Erregung.

Der andere fuhr zusammen.

„Sie ist fort?“

„Mein Gott, was ist denn geschehen?“

„Wo ist sie?“

„Zu ihrer Mutter ist sie, nach Arco.“

Werner atmete nun beruhigter.

„Und du hast sie vertrieben!“ rief nun Bruno hart.

„Wer sagt dir das?“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“

„Alle Welt weiß es schon!“



Prof. Oswald Richter-Wien,
der Erfinder eines Verfahrens zur Gewinnung von Brennstoff-Wolle, die für Baumwolle, deren Einfuhr infolge des Krieges unmöglich ist, Ersatz bietet.



Türkische Schützengräben vor Ant-el-Amara.

Tag für Tag seid ihr ja zusammen gewesen!“

Ein bitter-schmerzliches Lächeln kam in Werners Gesicht.

„Alle Welt weiß es schon? — Ja, was denn? — War es

nicht stets dein besonderer Wunsch, daß wir gute Freunde werden sollten?"

Rasend rief Bruno: „Aber du hast mir ja Komödie vorgespielt! Du hast mich ja belogen!"

Bebend stand Werner da.

Und zornig schrie Bruno: „Du liebst sie ja!"

Nun war es heraus. Ein banges, dumpfes Schweigen folgte. Wie zwei Todfeinde standen sie sich gegenüber.

„So antworte mir doch! Sei nicht so feig! Die Wahrheit will ich wissen!"

Da sagte Werner leise bebend: „Ja, ich liebe sie!"

Mit erhobener Faust stürzte Bruno auf ihn zu.

Doch er stand furchtlos ihm gegenüber.

„Schlag' zu, wenn du es kannst!"

Und Bruno konnte es nicht, — bebend, rasend, fast außer sich stand er da, doch zuschlagen konnte er nicht.

Leise sagte Werner: „Ja, ich liebe Francesca, ich habe sie geliebt vom ersten Augenblick an, als ich sie sah. Aber ich frage dich, bist du nicht auch schuld daran? — Nicht ich dir, du hast mir damals eine Komödie vorgespielt! Hätte ich gewußt, daß sie bereits deine Braut war, dann wäre meine Liebe vielleicht im Keim erstickt!"

Matt sank Bruno in einen Sessel.

Dann wieder langes, dumpfes Schweigen.

Endlich begann er wieder mit bebender, heiserer Stimme: „Aber später, als wir verheiratet waren, und jetzt nun, weshalb hast du da nicht dies sündhafte Gefühl erstickt?"

„Ich habe es getan, Bruno. Und ich schwöre dir bei unserer Freundschaft, es ist nie etwas geschehen zwischen uns, was nicht jeder andere hätte sehen können." Dann wurde seine Stimme zitternd: „Nur neulich abends, als ich Francesca im Schmerz vor mir sah, da war ich nicht mehr Herr meiner Gefühle, da hat ihr ein schnelles Wort verraten, wie es in mir aussieht."

„Und was geschah?"

„Nichts geschah! Als sie meinen heißen Kuß auf ihrer Hand fühlte, stand sie auf, vergaß all ihren Schmerz und stand vor mir wie eine Heilige."

„Und dann, und dann — — —?"

„Dann haben wir Abschied voneinander genommen, Abschied für immer, — und ich bin gegangen."

Schweigen, atemlos starrtes Schweigen, nichts als das Ticken der Uhr war zu hören.

Plötzlich rief Bruno: „Also hat dein Wort sie vertrieben!"

Mit stiller Wehmut entgegnete Werner: „O nein, der Vorwurf trifft mich nicht. Ich bin fest überzeugt, daß Francesca schon lange sich im geheimen mit dem Gedanken trug; vielleicht hat mein Wort nun den Anstoß gegeben, diesen Gedanken zur Tat werden zu lassen."

„Was in aller Welt soll sie denn sonst vertrieben haben?"

„Bruno, solltest du das wirklich immer noch nicht einsehen?"

„Ja, das klingt ja beinahe wie ein Vorwurf."

„Bruno, hast du dir keinen Vorwurf zu machen? Frage dich nur mal ehrlich danach!"

Da war er ein wenig betroffen, biß die Zähne zusammen und sah schweigend vor sich nieder.

Werner aber fuhr langsam in schmerzschütterndem Tone fort: „Mich hat es tief betrübt, Bruno, als ich dich so verändert wieder fand. Mit Entsetzen habe ich eingesehen, daß du auf einen Weg geraten bist, der dich nimmermehr zum Glück und zum Frieden führen kann."

Höhnend sah Bruno auf.

„Sieh einer an! Das klingt ja furchtbar altklug und weise!"

Flehend bat Werner: „Ich bitte dich, Bruno, nicht diesen Ton! Du bist der Ältere, du bist der Meister, und ich bin dir dank schuldig, vielen, heißen Dank. Wenn ich aber trotzdem so zu dir spreche, dann geschieht es, weil ich glaube, als Freund dir Ehrlichkeit zu schulden."

„So? Und was hat mir diese Ehrlichkeit nun zu raten?"

„Du richtest dich zugrunde, Bruno, dich und deine Kunst! Du hast dich blenden lassen vom Erfolg! Ihm jagst du nach, ihm allein!" — Höhnend lachte Bruno.

„Lache nicht," bat der Freund weiter, „einst wirst du mir recht geben! — Vergleiche deine früheren Arbeiten mit denen von heute, und wenn du noch einen klaren Blick dafür hast, dann wirst du schon jetzt erkennen, wie recht ich habe."

Da fuhr Bruno auf: „Was streiten wir uns denn hier überhaupt über Kunst? Was hat das mit meiner Ehre zu tun?"

„Mehr als du ahnst, lieber Bruno. Die Kunst, die in deine Kunst gekommen ist, die hat auch deine Lebensführung mit beeinflusst. Du hast den Wert eines stillen häuslichen Glücks verachtet, du bist — vom Erfolg geblendet — eitel geworden, hast dich nur dort wohlgeföhlt, wo man dir Weihrauch spendet hat; die fadeste Lobhudelei ist dir lieber geworden wie ein ehrlich gut ge-

meinter Rat. Und so hast du den Maßstab dafür verloren, was echt ist, und was nur Blendwerk ist. — Und das, lieber Bruno, das war es, was dich deiner Frau entfremdet hat, — ihre feine, duldsame Natur hat still darunter gelitten: — wäre sie robuster und resoluter gewesen, dann würde sie dir alles dies selber gesagt haben, und dann hättest ihr auf Grund dieser klaren Aussprache vielleicht ein neues und auch ein dauerndes Glück aufbauen können, — so aber war sie zu stolz, dir zu zeigen, wie tief du sie getränkt hast, — und so ist sie gegangen. — Siehst du, das ist der wahre Grund."

Betroffen saß Bruno da. Die ruhige Sachlichkeit und der herzliche Ton machten einen tiefen Eindruck auf ihn, — und er fühlte ganz verstädt im Innern sich etwas wie Gewissen regen, — doch nur einen Augenblick wahrte das, dann verscheuchte er es, stand auf und sagte barsch und finstler: „Und was bin ich dir denn nun für diesen guten Rat schuldig?"

Bebend bat Werner: „Bruno, ich flehe dich an, nicht diesen Ton! Laß uns nicht in solcher Stimmung voneinander scheiden!"

„Spiel' doch keine Komödie, Mensch! Oder willst du jetzt vielleicht hinterrufen und dir eine Kugel in den Kopf schießen, damit der Skandal erst recht lebenskräftig wird?"

„Nein, das brauchst du nicht zu befürchten. — Dein Name, dein Ruf und dein Ruhm sollen nicht darunter leiden. Ich werde still und lautlos von der Bildfläche verschwinden. — Die Welt ist ja groß genug. Ich werde mir anderswo einen stillen Herd gründen und werde suchen, alles zu vergessen." Stumm sahen sie sich an.

Dann bat Werner noch einmal: „Aber laß uns nicht so voneinander gehen, Bruno. Wir waren doch so gute, treue Freunde. Und ich fühle, daß ich nicht — — —" Er konnte nicht weiter, Tränen saßen ihm in der Kehle, und Tränen standen ihm in den Augen.

Da trat Bruno zu ihm hin und reichte ihm die Hand, ganz wie in alter Zeit.

Und im nächsten Augenblick lag Werner an seiner Brust, umfaßte ihn und schluchzte auf, wie ein Kind an der Brust des Vaters weint.

„Jung', mein lieber Jung'", sagte Bruno und streichelte zärtlich über das Haar des Freundes, — ganz, ganz wie in alter Zeit.

Dann riß Werner sich los, — ein letztes Lebewohl, ein letzter Händedruck, — dann stürmte er hinaus.

Und Bruno war allein. Einen Augenblick war er wie betäubt. Er setzte sich. Er wartete. Der Freund mußte ja wiederkommen! Er wartete eine Viertelstunde und länger. Niemand kam.

Endlich stand er auf und ging. Wohin? Wohin denn nun? Es war ja alles ganz gleich, ganz gleichgültig. Wie betäubt ging er weiter und weiter. Was war denn nur mit ihm? Zitterförmig ging er an allem vorüber.

Ein Bekannter grüßte. Mechanisch grüßte er wieder.

Matt, schlaff, gleichgültig ging er weiter und weiter.

Auf einmal war er vor seinem Hause. Wie gewohnheitsmäßig trat er ein, ging ins Atelier. Wie suchend sah er sich um. Dann ging er in das Arbeitszimmer, dann ins Speisezimmer, in das Empfangszimmer seiner Frau, dann ins Schlafzimmer, suchend ging er wieder denselben Weg zurück bis ins Atelier.

Er warf sich in einen Divan, goß ein Glas voll Wein und begann zu trinken. Stundenlang saß er so, trank und brütete vor sich hin. — Plötzlich sprang er auf und rannte zu Werner.

Zu spät. Er war schon abgereist. Und dann ging er zurück, langsam, ganz langsam. Und als er wieder im Atelier war, sank er zusammen und schluchzte still in sich hinein. —

15.

Bruno war allein. Ein sonderbares Leben begann.

Da ihm vor der großen, stillen Wohnung graute, entließ er alles Personal bis auf einen Diener, schloß alle Zimmer zu und lebte fortan nur noch im Atelier, neben dem er sich ein Schlafgemach herrichten ließ. Und toller denn je begann er nun zu arbeiten. Wenn aber das Licht schwand und er nicht mehr schaffen konnte, dann packte es ihn wie Angst, dann drängte es ihn förmlich fort, und dann kleidete er sich hastig um und ging in Gesellschaft, sich zu zerstreuen.

Man hatte sich bald daran gewöhnt, ihn als Strohwitwer zu betrachten, und die Klatschmäuler, die einen Skandal witterten, mußten bald verstummen, weil sie keine Nahrung fanden.

So ging man lustig und hoffnungsvoll in das neue Jahr hinein.

Bruno und Frau Doktor Selberg waren treue Freunde geworden. Fast täglich sahen sie sich, entweder in Gesellschaft, oder er saß an ihrem Tisch. Aber Brunos Wesen war verändert.

Es gab Zeiten, in denen er einsilbig und verstonnen war, und dann konnte er oft stundenlang sitzen, trinken und rauchen, wie starr auf einen Punkt blicken und grübeln. Aber es gab auch Zeiten, in denen er tollern und toben konnte wie ein Zwanzigjähriger; dann war er wie aus Sand und Sand, nie konnte es toll und wild genug hergehen, und allen voran war er dann der Tollste.

Einmal traf ihn der alte Doktor.

Warnend erhob er seine Stimme: „Lieber Freund, Ihr Leben gefällt mir gar nicht, aber auch gar nicht! Seit Sie allein sind, ist Ihr Aussehen ganz miserabel. Am besten hätten Sie schon getan, mit Ihrer Frau zusammen zu fahren, denn etwas Erholung ist Ihnen sehr, aber sehr notwendig.“

Lachend wies Bruno ihn ab.

Er aber mahnte noch einmal: „Sie sind kein Jüngling mehr, mein Vester. Wenn Sie noch einmal solchen Anfall bekommen wie damals, dann garantiere ich für nichts.“

Doch Bruno ließ ihn reden und führte sein Leben weiter. Tagsüber Arbeit und Arbeit, und die Abende, die halben, oft auch die ganzen Nächte eine Heißhagel von aufregenden Vergnügungen, dabei schwere Weine und schwere Zigarren ohne Maß. So ging es weiter und weiter. Aber manchmal, mitten im tollsten Taumel, kam es über ihn wie eine Mahnung aus einer anderen Welt. Dann rührte er kein Glas an, warf die Zigarre fort und startete in düsterer Melancholie sinnend vor sich nieder.

Und dann auf einmal erklangen ihm wieder die Worte Werners hell in der Seele, und wie ein Grauen packte es ihn, wenn er an die Zukunft dachte. Doch schnell griff er wieder zum Wein, um den Schmerz zu betäuben und die Stimme in seiner Brust zum Schweigen zu bringen. Und toller als je tobte er dann weiter.

Eines Morgens, als er vom wüsten Gelage heimkam, sah er sein verlebtes Gesicht im Spiegel, und er erschrak zum Entsetzen.

Zum ersten Male fiel es ihm auf, wie sehr er in diesen paar Monaten gealtert hatte. Das machte ihn nachdenklich. Und dann eines Tages, als er wieder mal recht fleißig arbeiten wollte, konnte er es nicht: die Hand zitterte so stark, daß er keinen Pinsel halten konnte, es war, als ob alle Kraft aus dem Arm gewichen wäre.

Es wird vorübergehen, dachte er und ließ die Arbeit liegen, kleidete sich um und ging in eine lustige Gesellschaft.

Aber es ging nicht vorüber, im Gegenteil, es wurde stärker und stärker. Doch den Arzt zu fragen genierte er sich. Also setzte er vorläufig mit aller Arbeit aus, in der Hoffnung, daß es dann besser werden würde. Da er aber an Arbeit gewöhnt war und nun zur unfreiwilligen Muße gezwungen wurde, so ärgerte ihn das, und er wurde über alle Maßen nervös, so daß ihn die geringfügigste Kleinigkeit zum maßlosen Zorn reizen konnte.

Einmal war er in Gesellschaft. Frau Doktor Selberg und er saßen plaudernd und scherzend in einer Nische, die durch eine Blumengruppe sie vor der großen Gesellschaft verdeckte; unbeobachtet konnten sie da sitzen, während sie selbst doch alles, was ringsum geschah, gut hören und sehen konnten. Und so belauschten sie ein Gespräch von zwei Herren, die in nächster Nähe standen und eines der neuesten Bilder Brunos kritisierten.

„Da sieh dir nur den ‚Schinken‘ da an. Kennst du das noch Kunst? Ich nicht. Das ist nicht gemalt, das ist hingesubelt.“

Und der andere entgegnete höhnend: „Aber, lieber Freund, weshalb denn die Aufregung? Das ist doch keine neue Weisheit mehr. Die Kundigen wissen es alle längst, daß es mit diesem berühmten ‚Meister‘ rapide abwärts geht; in einem Jahre kräht kein Hahn mehr nach ihm, dann ist er ein vergessener Mann.“

Als Bruno das hörte, wurde er freidebleich.

Und Frau Doktor Selberg erschrak dermaßen über sein Aussehen, daß sie ihr Entsetzen kaum verbergen konnte.

Später trat dann Bruno ganz harmlos zu den beiden Herren.

„Nun, wie gefällt Ihnen mein neues Strandbild dort?“

„Oh, es ist eine sehr interessante Arbeit, lieber Meister,“ versicherte der Herr, der vor einigen Minuten so absprechend urteilte, — „wirklich sehr fein und zart empfunden.“

Bruno schwieg. Er war wütend. Nur mit Gewalt hielt er an sich, um keine Skandalzene zu machen. Kurz drehte er sich um und ging weg.

Alles tobte und raste in ihm — sie logen. Sie logen allesamt! In die Augen sagten sie einem die dicksten, fadesten Schmeicheleien, und hinterher ließen sie nicht ein gutes Haar an einem! Alle, alle waren sie Lügner, Lügner aus „guter Sitte“, damit der gute Ton nur gewahrt würde! Es war etwas in ihm schwankend geworden, — haltlos ging er dahin. Es war etwas in ihm zerbrochen, — schmerzvoll fühlte er es.

Und als er daheim war, warf er sich nieder aufs Ruhebett und presste das Gesicht ins Kissen, — er hatte den Glauben an die Menschheit verloren! Was er für Freundschaft und Aufrichtigkeit gehalten, war nichts als gleißnerischer Tand, als äußerer Firnis, und dahinter war es leer, seelenlos, kalt und leer.

Einem Phantom war er nachgejagt!

Und der, der es gut mit ihm meinte, der ihm die Wahrheit gesagt hatte, den hatte er verlacht, den hatte er gehen lassen! Nun war er allein!

Starr sah er sich um; — ja, allein, denn auch sie, die es gut mit ihm meinte, auch sie hatte er fortgehen lassen.

Allein, mutterseelenallein war er nun!

Dann stand er auf, machte Licht, — alle Flammen mußten brennen! — und nun trat er hin zu seinen Arbeiten und betrachtete sie; mit scharfen, kritischen Blicken betrachtete er sie, — und da plötzlich fiel es wie Schuppen von seinen Augen, da plötzlich wurde er wieder sehend, — und nun, nun erkannte auch er es, daß er auf einem abschüssigen Wege war, auf einem Wege, der ihn in die Tiefe führen mußte.

Ja, er war blind gewesen, all die Zeit hindurch hatte er sich von dem Erfolg blenden lassen, war ein eitler, egoistischer Narr geworden! — und er hatte vergessen, daß es ein Wesen gab, das ihn liebte, das in treuer Hingabe ihn einst vom Tode gesund gepflegt hatte, — so blind, so unglaublich verblendet war er gewesen, daß er es jetzt fast kaum begreifen konnte!

Aber das Gute in ihm, der echte, feste Kern, der war doch stärker, denn jetzt kam er zum Durchbruch, und jetzt rettete er ihn vor dem Verfall. Wie hatte damals doch der alte Arzt gesagt? „Der Born, aus dem uns ewig neu das Leben und die Schaffensfreude fließt, ist allein nur die Liebe, die echte, wahre Liebe!“

In derselben Nacht noch schrieb er einen langen und lieben Brief an Francesca und bat um Verzeihung für alles. —

In Arco war es Frühling. Die ganze Campagna prangte wieder im Blütenschmuck, und lustige Menschen sangen frohe Lieder vom Morgen bis zum Abend.

Vom Gardasee her wehte der frische Südwind und brachte Grüße mit aus dem schönen, sonnigen Italien.

Sinnend sah Francesca und sah in all die junge Pracht; auch in ihrem Herzen keimte ja wieder die Hoffnung auf einen neuen Frühling; sinnend und glücklich sah sie da und blidte träumend in die schöne, lachende Welt.

Lange war sie still und betrübt umhergegangen und hatte manche heimliche Tränen geweint, ganz verzweifelt aber war sie nicht, denn eine Stimme in ihr sagte, daß all das Erlebte nur eine Zeit der Prüfung gewesen, und daß er, den sie trotz alledem noch immer treu und hingebend liebte, eines Tages wiederkommen mußte, ja! wiederkommen mußte! Das fühlte sie mit aller Zuversicht, die in ihr lebte.

Und sie hatte sich nicht getäuscht! Als sie seinen Brief bekam, in dem er reuevoll um Verzeihung bat für alles, was er ihr angetan, da weinte sie stille Freudentränen.

Und dann wenige Tage später, als er dann selber kam und sich ihr zu Füßen warf, da hob sie ihn auf und schloß ihn in ihre Arme! Die Liebe sprach das letzte Wort!

Nach ein Gesetzbuch.

Eine heitere Erzählung von E. Peterson. (Nachdruck verb.)

Es ist schon lange her — wohl über neunzig Jahre — etwa in jener Zeit, als es in Deutschland nach den großen Freiheitskriegen gar still, solid und sparsam zuging. Die Menschen waren noch nicht überbildet, auch waren sie nicht so nervös wie heute. Damals suchte man den Geist und das höhere Verständnis nur bei weitgereisten und studierten Leuten. Eisenbahnen, Gas, elektrisches Licht, Telegraphie, Telephon, Hypnotismus, Hygiene, Bazillen und gar Luftschiffe waren für unsere Landleute noch ganz undenkbar Dinge und darüber, ob so etwas noch je entdeckt und erfunden werden könnte, zerbrach sich kein ehrfamer Bürger den Kopf. Er lebte nach Recht und Brauch, achtbar und fleißig fort, hatte genug an einer Aussprache mit seinem Nachbar oder an reichlichen Kannegießereien im städtischen Brauhaus.

Die wenigen Diebstähle konnte man zählen und ein Mord kam so selten vor, daß der Großvater vielleicht erst den Enkeln davon erzählte, was das für eine gruselige Geschichte gewesen wäre. Wenn Berlin, die Hauptstadt Preußens, damals noch von der Art war, wie etwa die heutigen Kleinstädte, was konnte man dann wohl von Plümhausen erwarten, welches weit fort in einer östlichen Provinz lag und eben erst aus einem Marktsiedel zu einem Städtchen erhoben war. Es besaß deshalb schon fünf Beamte, nämlich einen Bürgermeister, einen Kanzlisten, einen Schreiblehrer, den Stadtwachtmeister und den Nachtwächter; eine sehr ansehnliche Behörde, wenn man sie genau bei Licht betrachtete und zwar durch die Brille der derzeitigen Einwohnerschaft.

Der gestrenge Herr Bürgermeister, uelbt Gattin und vier erwachsenen, auch etwas verwachsenen Töchtern, welche aus Mangel an passender Herrenbekanntschaft noch unvermählt waren, stand der Bürgerschaft gegenüber so erhaben und unantastbar da, daß auch ich mir nicht erlauben will, Näheres von jener hochverehrten Familie zu berichten, obgleich es auch da hinter den Kulissen manche Geheimnisse gab, die leicht den ganzen Nimbus hätten zerstören können.

Daß der Titel „Stadtwachtmeister“ etwas zu hoch gegriffen war, ist nicht zu leugnen, aber einen „Büttel“ konnte doch Plüm-



Notbrückenbau aus Bahnschwellen.

hausen nach seiner Erhebung zur Stadtgemeinde nicht mehr anstellen. Wie ein Nachtwächter der damaligen Zeit aussah, wissen wir durch Übertragung in Wort und Bild und ein Schreiberlehrling mit edigen Gliedern, zu kurzen, engen Kleidungsstücken und tintenschwarzen Fingerspitzen ist einer näheren Beschreibung nicht wert.

So bleibt uns also nur die Hauptperson in dieser wahren Geschichte übrig, nämlich der Kanzlist, Herr Gotthold Peter Gelein, ein Junggeselle, Ende der vierziger Jahre. Freilich war er ein sehr häßlicher Mann, auch mager zum Erbarmen, aber sehr klug. Ja man flüsterte sich zu, daß er viel geschiedter wäre als das Oberhaupt des Städtchens.



Fürst zu Solms-Baruth,
Militärinspektor der Freiwilligen Krankenpflege.
Phot. Nicola Berscheid, Berlin.

tun konnten. Wäre hier von einem Racheakt die Rede und nicht von einer Fuldigung, so hätte man sagen können: „Sie meinten den Fiel, schlugen aber den Sad.“

Unser Kanzlist hatte zwölf Taler monatliches Gehalt, ein Zimmer im Amtsgebäude, dem ehemaligen Schloß, und vier Klafter Holz für das ganze Jahr; es war nicht viel, aber zu jener Zeit kam ein alleinstehender Mann damit aus, denn was brauchte er eigentlich viel? Zwei schwarze Anzüge besaß er schon seit lange, und der beste war sogar erst acht Jahre alt; dem andern konnte man seine Zeit nicht nachrechnen, doch für die Kanzlei war er noch gut genug, denn das Geheimnis, Kleider zu schonen, verdankte Peter Gelein auch seiner Klugheit. Er klopfte und büstete dieselben nie, sondern erschwenkte sie nur in voller Zugluft hin

und her, legte sie dann auf einen Tisch und wischte leise, immer nach dem Strich — mit einem Tuchlappen darüber hin. So wurden die Kleider geschont und wurden goldrein. Zu Hause trug er eine Flanelljacke und saß überhaupt nie auf einem ungepolsterten Stuhl. Das Essen machte ihm keine Sorgen, denn viermal in der Woche aß er ein einfaches reichliches Gericht in einem kleinen Gasthof und dreimal behalt er sich zu Hause mit trockenem Brot und Käse.

Jetzt, an seinem neunundvierzigsten Geburtstag und zugleich am 1. Oktober, war er plötzlich am Wendepunkt seines Lebens angekommen, denn die Behörde hatte ihm angezeigt, daß man sein Gehalt auf achtzehn Taler monatlich erhöhen wolle. Kein Wunder war es daher,

daß Peters Gedanken nun einen ganz neuen, hohen Flug nahmen, sich nämlich jetzt mit seiner Verheirathungsbeschäftigten. Was er sonst nie gemerkt, trat ihm jetzt sichtbar vor Augen, der einsame Winter im alten Amtshaus, die Abgeschiedenheit des Junggesellen im Alter, ohne jeden Familienkreis, die Entbehrung jeder Pflege bei Krankheit u. s. w. Er mußte seine einfache, wahrlich nicht schöne Wohnung. Wenn das weißgetünchte Zimmer auch möglichst groß war, fehlte doch Kammer und Küche dazu. Letztere ließ sich seiner Ansicht nach wohl in einem dunklen Winkel des geräumigen Hausdachs, dicht an dem mächtigen Hauschornstein, anlegen, und ganz oben, drei Treppen höher, war eine kleine Altentammer leer, die würde er wohl bekommen können. Was bedeuten drei Treppen für eine junge Frau?

Das Wort „jung“ hatte er laut gesprochen, ja sogar auffallend



Genoveva Cerefin,

Schülerin der Handelsakademie in Aarau, die während der blutigen Kämpfe um ihren Heimatsort Brüssel Verwundete unter Lebensgefahr betreute, erhielt das Goldene Verdienstkreuz verliehen.



Schweizerische Bundesstruppen: Munitionszufuhr für die Befestigungsanlagen an der italienischen Grenze.



Kriegers Abschied. Nach einem Gemälde von H. Treiber.

betont; ihm war dieser Wunsch die Hauptsache; die Persönlichkeit kam erst in zweiter Reihe. Und damit es feststand, wie seine zukünftige Gattin sein mußte, um ihn zufrieden zu stellen, entwarf er auf Papier das Muster einer Häuslichkeit, den Etat für die nötigen Ausgaben — denn unnötigen weichte er keine Gedanken — ein Sparsystem für Notfälle, den gesellschaftlichen Umgang mit höchstens vier Personen, die man schon als Trauzeugen brauchte und bei freudigen Ereignissen noch brauchen konnte. . . Das wäre nun wohl alles? Diese Frage legte sich Peter Geselein nun selbst vor, als er noch festgestellt hatte, daß er Ausgaben für Arzt und Apotheker bereits in die Rubrik für Notfälle aufgenommen hatte; Feuer- und Lebensversicherung kannte man damals noch nicht.

Nun blieb dem Herrn Kanzlisten nur noch eine kleine Mühe übrig, nämlich sich nun auch die geeignete Gattin zu suchen; dem alten Wort glaubend, daß ein Mann immer eine Frau bekommt, begann er seine Bewerbungen unter den jüngsten Töchtern Plümhausens, aber gerade diese, seiner Ansicht nach dummen Mädchen, wollten nur einen jungen, hübschen Mann heiraten; deshalb erhielt er überall Körbe oder schnippische Antworten, wenn er auch nur eine diesbezügliche Andeutung machte. Das war selbst ihm, dem Klugen, ganz unsäglich, und nur ein günstiger Zufall rettete ihn vor ewigem Junggesellentum.

Das Geläute der Kirchenglocken begleitete einen müden Erdenpilger zur letzten Ruheshätte, den Mann, welcher den Glocken in seinem Leben immer am nächsten gestanden hatte, nämlich den Glöckner der Ortskirche, Mathias Braun. An seinem Grabe weinte eine einzige Verwandte, seine Enkelin, die er unverorgt zurückließ. Bärchen, war ein reizendes, achtzehnjähriges Mädchen, mit allen Tugenden ausgestattet, fleißig und freundlich, aber so arm, daß sie in den Reihen der andern nicht mitzählte. Bald sollte sie nun mit dem wenigen ererbten Hausrat die Wohnung räumen und wußte doch nicht, wohin sie ihr Haupt legen sollte.

Nun würden vielleicht heute alle jungen Bürger einer Kleinstadt ein so reizendes Mädchen zur Gattin begehren, doch gab es in Plümhausen wenige solcher Männer, und diese überdachten eine Heirat stets erst sehr vorsichtig von allen Seiten und überlegten mit Eltern und Vätern erst ganz genau, ob auch alle Verhältnisse, Personen und Verwandtschaften ganz übereinstimmend waren.

Einen stillen Verehrer hatte Schön-Bärchen wohl, doch wußte sie es nicht, denn er schwieg über sein Herzleid und besorgte nach wie vor seine schönen Badwaren, um sie im kleinen Laden am Marktplatz den Kunden feilzuhalten. Er hatte nur ein mühseliges Fortkommen, sie aber war jetzt noch ärmer als je.

In dieser augenblicklich so traurigen Lage war das junge Mädchen leicht zu erobern, wie Herr Geselein richtig vermutete und zum Erstaunen aller fing sich der schlaue Mann das schöne Töbchen, welches dann eines Tages, von seiner Hand geführt, hinter der Portaltür des Amtsgebäudes verschwand. So wenig Glück in Aussicht war, so schien Barbara noch dankbar gegen Gott, der sie aus Angst und Not so schnell errettet hatte.

Sie kam von der Seite eines alten Mannes und stellte sich an die Seite eines nicht mehr jungen, also erschien ihr der Wechsel nicht so schroff, die übernommene neue Pflicht nicht so schwer, aber sie ahnte nicht, welch ein Unterschied in den Verhältnissen lag und wieviel Besseres sie gegen Unerträgliches eintauschen mußte.

Der Großvater war ein liebevoller, gottesfürchtiger Mann gewesen, der so beliebt war, daß die Landleute nie zur Kirche kamen, ohne bei ihm vorzusprechen, um die Küche mit allerlei Mitgebrachtem zu füllen; somit hatte Bärchen ganz sorglos wirtschaften können. Von Geseleins großem Geiz hatte sie überhaupt keine Ahnung. Wie staunte sie also, als er ihr — noch am Hochzeitsabend — die Kaffeebohnen zum nächsten Morgenkaffee zuzählte, eine kleine Quantität Milch dazu abteilte, einen Dreier zu Weiden gab und dann die Tür des Wandschranks wieder schloß. Von da ab kaufte er jedes Nahrungsmittel selbst ein und gab ihr täglich einen Schlüssel Salz zu den Speisen heraus.

Nach ihrem gerechten Erstaunen brach sich bei ihr endlich die Lust Bahn, denn sie glaubte, ihr Mann wolle sich nur mit ihr nicken. Doch als diese böse Sache sich dauernd wiederholte, sah sie, in welch furchtbar abhängige, beleidigende Stellung sie gekommen war. Sogar all ihr Mitgebrachtes wurde oben verschlossen und nur das allernötigste Geschirr zur Küche ihr zugezählt; ihr Geschirr, mit welchem sie sich ihre neue Heimat auszustatten gedachte. Und wenn bei der Dunkelheit in der ruhigen, engen Küche ein Teller ihren Händen entfiel, so mußte sie sich große Vorwürfe gefallen lassen und sich noch aufs Bitten legen, wenn sie Ersatz von oben haben wollte.

Alles in allem genommen wurde diese Art Ehe für die niedliche, fleißige Frau zu einer Reihe schwerer, ja unerträglicher Pflichten und vergebens dachte sie darüber nach, ob und wie diesem Umfange abzuhelfen sei. — Sie durfte ja aber nichts

ohne Peters Erlaubnis tun, und dieses immerwährende Bitten und Fragen empörte sie aufs äußerste.

Ihre zunehmende Verstimmung fiel endlich auch dem strengen Eheherrn auf und da er den Frieden seiner Ehe bedroht sah, dieser Ehe, die ihn so sehr befriedigte, beschloß er Änderung zu schaffen, nämlich seinem Bärchen die so peinigenden Fragen zu sparen. Er verfaßte also ein „häusliches Gesetzbuch“, in welchem alle Vorkommnisse vermerkt waren, welche nach seinem Ermessen stattfinden konnten und bestimmte darin peinlich genau, wie seine Frau sich bei denselben zu verhalten hatte. Dieses wertvolle Buch überreichte er ihr am Weihnachtsmorgen mit der feierlichen Ermahnungsrede über „unbedingten Gehorsam“, und machte ihr begreiflich, daß für sie nun alle die bösen Tage vorüber seien, wenn sie nur sorgfältig die darin enthaltenen Regeln und Ratschläge bezog. Befehle ihres Hausherrn befolgen wolle.

Darauf hing er das seltene Schriftstück an einem Bande über ihren Nähtisch auf, etwa so, wie die Landleute es mit ihrem Kalender zu tun pflegen.

Befriedigend war das Gefühl beider Gatten bei dem Gedanken an den kommenden Frieden und ein dauerndes Wohlergehen. Peter Geselein war so gerührt durch Bärchens Ergebung in seinen Willen, daß er ihr kleine Einkäufe und kleine Vorräte vertrauensvoll überließ und sich nur das hauptsächlichste für den Haushalt vorbehielt. Im übrigen hatte sie ja nun ihr „Gesetzbuch“ und so konnte es ja in seinem Hause an nichts mehr fehlen.

Als aber Frau Barbara in ihren freien Stunden sich dem Durchlesen dieses wertvollen Buches widmete, fand sie in den neunzig Paragraphen desselben nur Verbote und nicht ein einziges Gebot, denn der kluge Herr Geselein hatte nicht bedacht, daß, wenn man Gesetze macht, diese sehr klar und deutlich sein müssen, damit sie niemand mißverstehen oder anders deuten kann. Der Paragraph 1 lautete: Ich verbiete jede Unsauberkeit in Zimmer und Küche. . . § 3. Ich halte nicht für nötig, daß wir essen wie die Reichen, täglich Bouillon und gepökeltes Fleisch und unserer Kasse oder unserm Magen damit Leides zufügen. . . § 9. Wenn die alten Weiber an den Haustüren ihre Zeit mit Klatschen und bösem Zeug und vergebend, so darfst du nicht dasselbe tun u. s. w.

Als die muntere Barbara das Buch bis zu Ende gelesen hatte, wußte sie ganz genau, welch ein großer Spielraum ihr zum Tun und Lassen gegeben war, gewiß ganz gegen die Absicht des Gesetzgebers, denn schon diese drei genannten Paragraphen ließen die Folgerung zu, daß sie wohl die Unordnung zu vermeiden habe, aber es war kein Grad der Reinlichkeit angegeben oder gar die Minute, bis zu welcher die Arbeit ausgeführt sein mußte, wodurch sie so oft gelitten hatte. Bouillon und Braten waren nicht notwendig, also konnte sie jede andere Speise nach ihrem Ermessen wählen und da ihr das Withalten eines Klatsches verboten war, was sie sowieso bisher vermieden hatte und ihr statt dessen keine andere Arbeit auferlegt war, konnte sie wohl nun manche freie Stunde ohne dringende Beschäftigung einem kleinen Erholungsgang widmen.

Bei großer Vorsicht konnte sie die vorgeschriebenen Gesetze einhalten und dennoch frei und unabhängig handeln. Sie nahm sich also wohl in acht, Herrn Peter auf seine Fehler aufmerksam zu machen und wiegte ihn dadurch in eine bedenkliche Sicherheit ein. Er erfreute sich an ihrem sichtbaren Gehorsam und nahm sich vor, ihr endlich, nach zwei Jahren, eine besondere Freude zu machen.

Es war die Zeit der Kirmes, die Ernten waren vorzüglich ausgefallen, das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig und überall auf den freundlichen Dörfern um Plümhausen herum rüsteten sich die Leute zu Festlichkeiten, zu denen man gewöhnlich auch einige Bekannte oder hohe Gönner aus der Stadt einlud.

Der Herr Kanzlist hatte zwar stets solche Einladungen abgelehnt, aus Standesrücksichten, seiner Meinung nach, aber auch weil er kein Freund von großem Trubel war. Jetzt in seiner behaglichen Stimmung, wo ihn sein wertvolles Buch, in welchem er Bärchen oft nachschlagen sah, vor allen Argernissen schützte, nahm er nach kurzem Bedenken um seines lieben Bärchens willen die Aufforderung nach einem großen Bauerndorf zur allgemeinen Kirmes an.

Barbara war überglücklich; konnte sie doch endlich einmal mit heiteren Menschen zusammen sein, selbst gegen ihren Wunsch im hellen Plättkleid und dem Strohhütchen mit rosa Bändern hatte ihr bisheriger Haustyrann heute nichts einzuwenden, denn sie sah reizend aus.

So machten sie sich denn auf den weiten Weg, der durch Felder und Wälder nach jener Gegend führte. Arm in Arm in wirklich traulichem Gespräch wanderte das Ehepaar dem endlich winkenden Kirchthurm zu, aber Bärchen fiel es nicht ein, sich den Weg zu merken, wozu hatte sie denn ihren klugen Herrn Gemahl?

Wie hochachtungsvoll begrüßte man sie und ihn, als wären sie die einzigen Ehrengäste. Sie merkten nicht, daß die Herren Bauern

nur ihren Spaß machten, weil der Herr Kanzlist heute ein ganz besonders gespreiztes Wesen zur Schau trug. Die Frauen bewunderten Bärchen aufrichtig, weil sie so gar nichts Unbequemes für sie hatte und bestrebt war, ihr Interesse für die Landwirtschaft und das heutige Fest mit ihnen zu teilen. Da nun Herr Geselein der Vielumworbene in dem Männerkreis zu sein vermeinte, so ließ er es an Vorträgen über dieses oder jenes nicht fehlen, um damit seiner Meinung nach zur Belehrung der Anwesenden beizutragen, langweilte diese aber derart, daß sie beschloßen, — zu ihrer eigenen Belustigung — dem städtischen Herrn einen tüchtigen Rausch anzutrinken. Scheinbar horchten sie auf seine hochstrebenden Reden, tranken aber dennoch wader, toasteten und jubelten, wobei er mithalten mußte und dabei Maß und Ziel verlor.

Bärchen hatte er ganz vergessen und diese benutzte ihre ungewohnte Freiheit und drehte sich lustig wie andere ihrer Altersgenossen auf dem Tanzboden herum. —

Es war spät geworden; der Mond umwölkte sich, schwere Regentwolken zogen herauf und instinktiv brach Herr Geselein plötzlich seine Rede ab, um besorgt den ganz veränderten Himmel zu betrachten. Es schien ihm geboten, sobald als möglich heimzuwandern, wenn man nicht wie ein Schwamm durchweicht werden wolle. Er rief nach seinem Bärbele, mußte warten, denn man suchte sie sehr säumig und endlich, als schon die ersten Regentropfen fielen, beschloß er, sich auf den Weg zu machen. Er versuchte ihr den Arm zu bieten, eigentlich aber nur in der Hoffnung, an ihr eine Stütze zu haben, denn die Füße versagten, auch der Oberkörper ließ ein beträchtliches Schwanken erkennen. Seine Augen sahen alles doppelt, seine Ohren hörten jedoch sehr genau, und zwar das laute Lachen der Bauernschaft. Hierüber geriet er in eine stille Wut. Er gab sich deshalb Mühe, mit allen Kräften vorwärtszutreiben, redlich unterstützt von seinem braven Weibchen, dem die Schmach, die man ihrem Mann antat, den Mut gab, dem bösen Wetter die Stirn zu bieten.

So gingen sie trotz Regen und Dunkelheit vorwärts, bis sie das Dorf hinter sich hatten. Der Wirt hatte sie noch bis zur Feldstraße begleitet und rief ihnen dann noch lächelnd zu: „Nur immer der Nase nach, Herr Kanzlist, dann kommen Sie heim.“

„Um Gottes willen nur fort von hier“, stöhnte Barbara beschämt, aber die Zeit, da ihre Geduld auf die äußerste Probe gestellt werden sollte, kam erst noch.

„Ich bin doch nicht trunken“, brauste Herr Geselein auf, „du stellst dich gerade so, als müßtest du mich stützen und führen; hüte dich nur, so etwas anzudichten oder —“

Seine Füße gingen aber immer mehr übereinander und erschwerten jede Möglichkeit, ihn zu leiten, wenn auch sein Oberkörper sich aufrichtete und er mit allerlei bösen Reden kein Ende finden konnte. Sein Zorn galt jetzt allein der armen, kleinen Frau, die nicht an seiner Seite geblieben war, um ihn vor solcher Unbill zu bewahren. — Allmählich stützte sich sein Körper immer mehr auf Bärchens schwache Schultern.

Dabei lief der Weg nun im Quadrat um lauter Wiefenschläge, so daß die beiden wirklich in der Runde gingen, denn der städtische Kirchthum war endlich sichtbar. Sie erreichten ihn aber nicht. Die Wolken schienen sich in Wasserbäche auflösen zu wollen und die arme junge Frau verzagte bereits an der Möglichkeit, ihren schimpfenden Eheherrn vorwärts zu bringen; als es endlich klarer wurde und sie belehrt wurde, daß man auf guten Landstraßen stets einen Graben zur Seite haben müsse. Man fand auch endlich die Grabenstraße und zwar deshalb, weil der Mond durch die Wolken brach und für kurze Zeit die Gegend erhellte.

Nun waren aber auch die beiderseitigen Kräfte erschöpft; Peters Füße glitten unter ihm fort, ein Schrei . . . und er lag am Grabenrand, mit den Füßen fast im Wasser, das unten rasch vorwärts strömte. Vergebens war jede Mühe, sich herauszurappeln oder durch Bärchens schwache Kräfte herausgehoben zu werden. Es war alles umsonst. Eine eigentliche Gefahr war nicht vorhanden, denn der Graben war nicht tief, das Wasser lief schon ab und der Regen ließ nach. Auch dämmerte es im Osten.

So kam ihr der Gedanke, Herrn Peter für alle Qualen, die er ihr schon bereitet hatte, eine kleine Strafe zukommen zu lassen. Als er sie barsch anschrte, ob sie nicht wüßte, was sie jetzt zu tun habe, antwortete sie ganz freundlich:

„O ja, mein Liebster, ich werde jetzt nach Hause eilen und mein Gesetzbuch zu Rate ziehen . . . dann erfülle ich am sichersten meine Pflicht und deinen Willen.“

Ehe er zu antworten vermochte, war sie hinter der Walbede verschwunden. Nun schimpfte Peter Geselein freilich recht heftig, aber es half ihm nichts, er war auf fremde, zufällige Hilfe angewiesen, denn seine Frau kam nicht wieder.

Als sie daheim die Kleider gewechselt hatte, studierte sie sorgsam alle schon gelesenen 90 Paragraphen durch und fand den Fall nicht vorgesehen, was sie tun sollte, wenn Herr Peter Geselein be-

trunken an einem Grabenrande liegen würde; doch fand sie in § 45 das Verbot: Du hast dich unter keinen Umständen um das Ergehen deiner Mitmenschen zu kümmern und siehst du etwas Besonderes sich ereignen, so sollst du erst recht davon gehen, denn das Feuer, das dich nicht brennt, das sollst du auch nicht löschen.

So beschieden durch sein eigenes Verbot, blieb sie nun daheim, kochte ein kräftiges Mittagessen und wärmte des Gatten Bett aus, und sie hatte recht getan, denn er kam nach einigen Stunden müde und schlechter Laune heim. Sein erster Blick fiel auf den großen Tisch, auf dem sein Gesetzbuch aufgeschlagen lag und ein roter Faden das verhängnisvolle Verbot bezeichnete, nach dem Bärchen sich pflichtgetreu gerichtet hatte.

Voll stiller Wut ergriff Geselein das verhängnisvolle Buch und warf es in das flackernde Herdfeuer, welches seine mühevolle, viel durchdachte Geistesarbeit bald in einen Aschenhaufen wandelte. Ihm ging dabei das Verstandnis auf, daß wirklich kein Gesetz unfehlbar ist und auch nicht allein der kalte Buchstabe das Tun und Treiben des Menschen bestimmen sollte.

Diese Handlung war aber nicht die einzige Folge des so fröhlich begonnenen Kirnmesfestes, sondern Herr Geselein bekam zunächst ein heftiges Schnupfenseieber, das in eine Art Nervenfieber ausartete und dem ehrfamen Wandel eines ungewöhnlichen Mannes hier auf Erden durch den Tod ein Ziel setzte. —

Drüben am Markt prangte nach einiger Zeit über dem Bäderladen im hübschen Eshause eine goldene Brehel, denn der junge Meister hatte eine nie gekannte, wohlhabende Verwandte beerbt. Das war das erste große Ereignis, welches in Plümhausen alle Gemüter bewegte und manches Mädchenherz höher schlagen ließ, ihm folgte dann als zweites die Werbung des hübschen Bädermeisters um sein einst so begehrtes „weißes Täubchen“, welches ihm nun als noch hübsche Witwe von zweiundzwanzig Jahren die Hand zum Ehebund reichte.

Schaute Frau Barbara quer über den Platz hinüber nach dem alten Amtshause, gedachte sie nicht nur des strengen Eheherrn, sondern mit Heiterkeit auch des wichtigen Gesetzbuches, welches nur ihremwegen das Licht des Tages erblickt hatte.

Der Beitrag eines Mannes, der nichts beitragen wollte.

Der Herzog von Wellington war nach seinem ruhmvollen Anteil am Siege von Waterloo einer der gefeiertsten Männer in England. Das trug ihm außer vielen willkommenen Auszeichnungen auch die unwillkommene ein, daß er von allen Seiten und bei allen möglichen Anlässen angebettelt wurde. Er war jedoch im allgemeinen derartigen Ver suchen gegenüber äußerst unzugänglich.

So wendete sich auch einmal eine sehr philanthropisch veranlagte vornehme Dame brieflich, an ihn mit der Bitte, einen von ihr veranstalteten Bazar freundlichst zu unterstützen. Das ärgerte den alten Haubegen dermaßen, daß er nicht wie sonst das Schreiben fluchend in den Papierkorb schleuderte, sondern es mit einer gepfefferten Epistel beantwortete. Er gab darin der menschenfreundlichen Dame recht bittere Wahrheiten zu hören von wegen der wohlfeilen Art, in der manche sich auf anderer Leute Kosten einen Namen als Wohltäter der Armen zu machen verstanden, und erklärte mit der ihm eigenen Schroffheit unumwunden, auch nicht einen Heller gäbe er für solche Dinge.

„So,“ sagte er befriedigt, nachdem er auf diese Weise seinem Herzen Luft gemacht hatte, „den Brief steckt sie gewiß nicht hinter den Spiegel!“

Die Empfängerin aber war gar nicht so empfindlich, wie er sie tagierte, sondern schlug im Gegenteile vergnügt die Hände zusammen, als sie seine abschlägige Antwort gelesen hatte, und rief lachend aus: „Wenn Seine Durchlaucht wüßte, wieviel sein grober Brief mir für meine Schützlinge einbringen wird, so hätte er ihn gewiß nicht geschrieben.“

Und die kluge Dame hatte sich nicht verrechnet. Alle Welt riß sich zu der Zeit um ein Autograph von dem gefeierten Helden, man zahlte große Summen für seine bloße eigenhändige Namensunterschrift, denn er targte selbst mit der; die verwegensten Listen wurden in Szene gesetzt, um sie ihm abzuloden. Daher war's mit einem besonders stolzen Hochgefühl, daß sie am Schluß ihres ertragreichen Bazar's das kostbare Autogramm des Herzogs zum Verkauf ausbot. Es trug ihr nach unserem Gelde 400 Mark ein, und sie konnte sich die kleine Bosheit nicht verkneifen, dem Herzog in einem liebenswürdigen Briefe für den großmütigen Beitrag von 20 Pfund Sterling zu danken.

Verfügen
Provinz
angeordnet
vorhanden
Gemeinde
Sowohl als
Gemeinde
Die hier
der Art
beruht
abgeordnet
der Art
nicht eigent
selbst-Produkt
zu einem
zu befrucht
24. 1. 1885
Berens
allen.
Jacob
Main
in un-
Tage
mit
an zu
An Aus-
und.

Sie sagen alle . . .

Sie sagen alle, ich ginge einher,
Als ob ich Frau Sehnsucht selber wär'.
Ich sähe mit Augen, so bang, so groß,
So abgrundtief, wie des Meeres Schoß,
Hinein in die lachende Frühlingsau;
Sie sagen, ich wäre die Sehnsuchtsfrau.

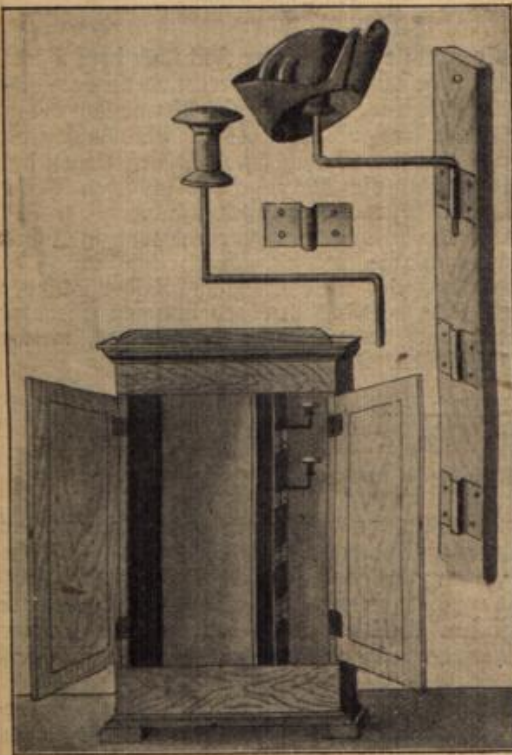
Sie sagen und reden gar viel zu mir
Von einem andern, kein Wort von dir,
Nach dem doch so heiß sich mein Herze sehnt;
O, wie so endlos mein Weg sich dehnt!
Sie sagen, ich ging' als Frau Sehnsucht einher,
Ich wollt', daß mein Weg bald zu Ende wär'!

Johanna Weiskirch.

Fürs Haus

Kleiderschrank mit Huthaltern.

Für die staubigste Aufbewahrung der Hüte läßt sich mit geringen Kosten eine Art Schrank im kleinen im Kleiderschrank abteilen. Die Scheidewand bildet ein senkrecht aufgestelltes und durch Schrauben an Boden, Decke und Rückwand befestigtes Brett. Auf diesem ist zuvor eine 6 bis 10 Zentimeter breite und 3 Zentimeter starke Leiste angebracht worden, auf der man vier oder mehr — je nach der Anzahl und Größe der Hüte — Gabelbleche festgeschraubt hat. Diese Bleche oder Scharniere dienen zur Aufnahme der Huthalter aus starkem Eisendraht, die man sich eventuell selbst biegen, aber auch bei dem Klempner bestellen kann. An unserer Vorlage bilden große Garnrollen mit aufgeklemmter Pappscheibe, welche mit Watte und Stoff polsterartig bekleidet wurde, die Bekleidung der Hüte. — Da diese Huthalter beweglich sind, kann man sie nach Bedarf auswechseln, bei großen Hüten einen wegnehmen, bei kleinen die Anzahl vermindern. Auch der Raum zwischen unbefügten Türen, in Wandnischen usw. ließe sich, mit einem Vorhang geschlossen, in vorgenannter Art als Huthalter einrichten und auf diese Weise noch praktisch verwerten.



Für die staubigste Aufbewahrung der Hüte läßt sich mit geringen Kosten eine Art Schrank im kleinen im Kleiderschrank abteilen. Die Scheidewand bildet ein senkrecht aufgestelltes und durch Schrauben an Boden, Decke und Rückwand befestigtes Brett. Auf diesem ist zuvor eine 6 bis 10 Zentimeter breite und 3 Zentimeter starke Leiste angebracht worden, auf der man vier oder mehr — je nach der Anzahl und Größe der Hüte — Gabelbleche festgeschraubt hat. Diese Bleche oder Scharniere dienen zur Aufnahme der Huthalter aus starkem Eisendraht, die man sich eventuell selbst biegen, aber auch bei dem Klempner bestellen kann. An unserer Vorlage bilden große Garnrollen mit aufgeklemmter Pappscheibe, welche mit Watte und Stoff polsterartig bekleidet wurde, die Bekleidung der Hüte. — Da diese Huthalter beweglich sind, kann man sie nach Bedarf auswechseln, bei großen Hüten einen wegnehmen, bei kleinen die Anzahl vermindern. Auch der Raum zwischen unbefügten Türen, in Wandnischen usw. ließe sich, mit einem Vorhang geschlossen, in vorgenannter Art als Huthalter einrichten und auf diese Weise noch praktisch verwerten.

Allerlei

Verfehlte Galanterie. Ein Naturforscher, der nach mehrjähriger Abwesenheit aus den Urwäldern in seine Heimat zurückkehrt, geht in Gesellschaft und gerät in eine Damengruppe, die er mit folgenden Worten begrüßt: „Ihr ganz gehorsamer Diener, meine Damen, schon lange nicht die Ehre — um so mehr freut es mich, wieder einmal einige alte Gesichter zu sehen!“

Marshall Lefebvre wurde einmal von einem alten Freund besucht, der nicht ohne Reiz den schönen Palast, die Equipagen und die Dienerschaft des Marshalls bewunderte. „Man muß gestehen“, rief er aus, „daß du vom lieben Gott als Schoßkind behandelt wirst.“ — „Möchtest du dies alles haben?“ fragte Lefebvre. — „Ja, gewiß!“ — „Nun, so reize hinab in den Hof meines Hauses; ich stelle an jedes Fenster zwei Soldaten, die auf dich schießen. Kommst du davon, schenke ich dir alles, um das du mich beneidest. Auf ähnliche Weise bin ich selbst dazu gekommen.“

Gib deinen Dienstboten Zeit zur geistigen Ausbildung. Manche Hausfrau wird beim Lesen dieser Zeilen den Kopf schütteln und wird sagen: Das Mädchen soll ihre Arbeit gründlich lernen und verstehen, Bücher braucht sie nicht zu lesen, das ist unnötig für sie. Das wäre aber eine Ungerechtigkeit. Jeder Mensch hat Wissensdrang in sich und ist je nach Veranlagung dazu aufnahmefähig. Warum in aller Welt soll der Dienstbote davon ausgeschlossen sein? Überlege nur die Hausfrau, wieviel Arbeit der Dienstbote ihr abnimmt. Gewiß werden sie bezahlt dafür. Aber mit welcher Freude, Liebe und Lust würden die Arbeiter von der Hand gehen, wenn die Mädchen sehen würden, daß auch an ihre Persönlichkeit gedacht würde! In den Freistunden

müßte die Hausfrau dem Mädchen ein gutes Buch zu lesen geben, auch öfter mit ihr über das Buch sprechen, die Liebe zur Natur in dem Mädchen wecken, ihr erlauben, Blumen und Topfpflanzen zu pflegen; dadurch fühlen sich die Mädchen bald heimisch. Letzteres ist namentlich ein gutes Mittel für diejenigen, die vom Lande kommend, das erstemal in der Stadt ihren Dienst angetreten haben. — Wenn die Frau des Hauses sich überlegt, wie sie auf diese Weise in unserem deutschen Hauswesen mitarbeiten könnte, um der eingetretenen Dienstbotennot abzuwehren, indem die Mädchen in richtiger Weise angeleitet und von ihren Arbeitskräften entsprechende Leistungen verlangt werden: ein gutes Werk würde dem deutschen Volke dadurch geschaffen. Denn richtig erzogene Mädchen werden später ihre Pflichten als deutsche Hausfrau und Mutter mit Stolz erfüllen. In der Hausfrau Hand liegt es, dem unaufhörlichen Dienstbotenwechsel zu steuern. Gedeiht doch jede Blume im Sonnenschein. Warum soll ein junges Menschenkind, das seine Kräfte in den Dienst der Herrschaft stellt, nicht auch bei richtiger Behandlung einen festen Charakter und treue Pflichterfüllung sein eigen nennen können. Glück auf, ihr deutschen Hausfrauen, der Segen liegt auch bei euch! M. M.

Gemeinnütziges

Tauben verwenden Kamillenstengel mit Vorliebe zum Nestbau, weil diese durch ihren Geruch das Ungeziefer fernhalten. Der Züchter sollte ihnen dazu Gelegenheit geben. Die Kamillen werden während der Blütezeit geschnitten, in Bündel von Arndide gebunden und, sobald sie etwas abgetrocknet sind, auf den Schlag gegeben.

Das Laub der Gurken muß geschnitten werden. Liegen die Früchte in voller Sonne, so tritt das unangenehme Bitterwerden auf, welches die Früchte unverkäuflich macht.

Zu späte Kindeveredlung hat ungenügende Ausbildung der Triebe zur Folge. Man kann dies Jahr schon recht gut diese Veredlung vornehmen, da die Kinde sich gut lösen wird.

Bei Maripen und Furellen hat man die Erfahrung gemacht und auch durch Versuche bestätigt gefunden, daß sich die Fütterung im weichen Wasser besser bewährt und bezahlt macht als im harten Wasser.

Anoblauch wird am besten erst dann aus der Erde genommen, wenn das Laub schon vollständig abgestorben ist. Man trocknet ihn alsbald an der Luft und bewahrt ihn trocken auf.

Kurze Stachelbeerfrüchte zum Einmachen dürfen nicht gepflückt werden, wenn die Büsche gegen Raupenbefall noch spät mit Arsennatrium gesprüht worden sind.

Zahes Rindfleisch weich zu schmoren, reibt man es vor dem Anbräunen mit gutem Salatöl ein. Das Fleisch wird dadurch sehr verbessert und mürbe. Der Geschmack der Sauce hat nicht darunter zu leiden.

Wörterrätsel.

Aus den folgenden 36 Silben sollen 15 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Goethes Faust ergeben.
a, a, ah, halt, ber, che, dol, du, ei, ei, el, ess, ga, gen, gi, gong, is, ke, ko, leh, ler, lin, man, mer, mie, nar, nel, net, no, ra, ra, rei, rol, sen, te, the.

Die Wörter bedeuten: 1) Bestandteil der Hulsarmuniform. 2) Semitischer Volksstamm. 3) Verion aus Schillers „Räuber“. 4) Mädchenname. 5) Biblische Verion. 6) Stobt am Redat. 7) Obstart. 8) Metall. 9) Gefäß. 10) Türkisches Nauchgerät. 11) Blume. 12) Volksname. 13) Wissenschaft. 14) Meerestier. 15) Metall.

W. Spangenberg.

Schachlösungen:

Nr. 154. 1) D e 6 etc.
Nr. 155. 1) D a 8, L a 5. 2) D e 8, T e 5 l — 1) S f 2, L f 2. 2) D a 8, L b 3. 3) D e 8, T e 5.
4) D e l matt. Der Drohungsweg der D scheitert an einem L und einem T. Zug. Der L wird deshalb so hingelenkt, daß er und der T zwar wie vor dem ihre Funktionen erfüllen, die Entgegnung des T aber nunmehr eine Krasslinie des L schneidet. Geistreich und ökonomisch.

Wichtige Lösungen:

Nr. 144. Von B. Kottschentz in Hordheim. Nr. 145. Von G. Dander in Bremerörde. G. Fischenbrenner in Mönching. Lehrer Schäfer in Gien a. M. Nr. 148. Von G. Stepf in Schweinfurt. Nr. 149. Von D. Strahe in Charlottenburg. Nr. 150. Von G. D. Candibus in Frankfurt. A. Dautsch in Mittenberg a. M. Nr. 151. G. D. Candibus in Frankfurt. W. Schardt in Köln-Mülheim. A. Dautsch in Mittenberg a. M. D. Strahe in Charlottenburg.

Rätsel.

Getrennt schafft es dir viel Vergnügen, Doch lorge, sonst kannst du dort liegen Der Länge nach, und sehr zuwider Ist dies meist für die eignen Krieger. Erscheint es nun vereint allhier, So nennet es ein kleines Tier. Voll Unfähigkeit, und Wohlgefallen, Erregt sein Leben bei uns allen.

Fritz Guggenberger.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

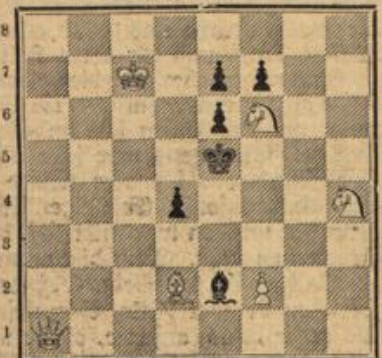
Auflösung des Rätselprinzips:

Wer oben steht, such' oben sich zu halten; Wer unten ist, der tracht' hinauf; Ruh' und Bewegung sind die zwei Gewalten, Durch die die Welt sich hält im Lauf.

Friedrich Rückert.

Problem Nr. 156.

Mon. D. Dehler.
Schwarz.



Matte in 2 Zügen.

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer:

Eiche, Ache.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weisser, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Weisser in Stuttgart.